

# Zu Paul Celans Gedicht „WIRK NICHT VORAUS“

Ewald Zacher, Mainz

WIRK NICHT VORAUS,  
sende nicht aus,  
steh  
herein:

durchgründet vom Nichts,  
ledig allen  
Gebets,  
feinfügig, nach  
der Vor-schrift,  
unüberholbar,

nehm ich dich auf,  
statt aller  
Ruhe.

Dieses Gedicht ist das letzte Gedicht des Bandes „Lichtzwang“ (1970), den Paul Celan vor seinem Freitod noch zum Druck gegeben hatte. Am 1. Mai 1970 hat man ihn tot in der Seine gefunden.

Geschrieben ihm zum Gedächtnis am 1. Mai 1990 – (m)eine Lesart

Wer spricht? Der Mensch – oder der unbenennbare „Niemand“, den Celan im PSALM aus der Niemandrose (1963) noch gelobt hatte? Oder sprechen beide, in den ersten vier Zeilen der Mensch, von da ab der namenlose Gott?

Obwohl die dritte Möglichkeit, in der Entsprechung von Rede und Antwort, unerhört wäre, weist der Doppelpunkt auf den ersten Weg: dieser Mensch bittet, betet – jenseits des Gebets – zum Namenlosen. (Die zweite Lesart, in der „Niemand“ spricht, mit einer Weisung in der ersten und einer Zusage in der dritten Strophe, würde ans Wunder grenzen; zuviel des Guten.)

\*

Mit zwei sonderbaren Bitten fängt der Betende an; sie gehen uns sicherheitsbesorgten Normalbürgern gegen den Strich. Statt vorauszusehen und vorauszuwirken, damit uns nichts zustößt, soll ER gerade das unterlassen: keinen Schutz für mich, für uns, keine planende, sichernde Umsetzung der Vorausschau zu unserem Wohlergehen. Auch keine Aussendung, keinen Kabod und keine Schechina, keinen Engel und auch

nicht den Geist, der das Antlitz der Erde erneuert, überhaupt nichts von mittelbarer Wirkung, in der DU wieder nur erschlossen, geahnt und ge-deutet werden müßtest.

Von der dritten Bitte her wird erst verständlich, daß die beiden voran-gehenden Negativbitten keineswegs so bescheiden gemeint sind, wie sie aufs erste daherkommen. Die Vorauswirkung, die Aussendung – sie wären zu wenig! Der Verzicht darauf steht im Dienst einer größeren, alle Wirkung und Sendung überbietenden Gunst, die da erfleht wird: DU selbst, DU Namenloser, steh herein.

Dieses „steh herein“ hat einen Anklang an unser umgangssprachliches „komm herein“ – und drückt doch ungleich wuchtiger und stehend-statisch aus, wie ER in mir, bei mir, als ER selbst ankommen sollte. „Steh herein“ besagt: überschreite dich auf mich zu, komm über meine Schwelle und durch meine Tür, aber so, daß du ganz Stand und Festigkeit bist. Du sollst nicht nur bei mir sein, sondern mir beistehen. An deinem Stand möchte ich mich aufrichten können in meiner Hinfälligkeit, an Dir Bei-stand haben. Selbst die Wiedergabe des Namens Gottes, der Moses im brennenden Dornbusch offenbart wurde und den ein jüdisch-christlicher Religionsphilosoph eindrucksvoll mit „ich bin bei dir da“ übersetzt, klingt fast kraftlos, verglichen mit dem, der „bei mir hereinsteht“. Sogar ontologisch gewendet und verstanden, gibt diese Bitte einen strengen, guten Sinn. Das, was sich durchhält im Seienden, heißt in der aristotelisch-thomistischen Philosophie substantia, Substanz. Die unendliche Substanz ist eine Bestimmung Gottes, sein Darunter-feststehen. „Steh herein“ bedeutet dann: Halte dich bis zu mir her durch, sei im Überschritt zu mir das, was bleibt und hält. Aber im Verständnis von Substanz wird der, der da gebeten wird, zu rasch versachlicht und als Person unterbestimmt, so daß die Ontologie nur einen Seitenblick verdient.

„Steh herein“ heißt in der Rückschau auf die beiden ersten Bitten auch: bleib nicht äußerlich, bleib nicht draußen. In meinen Bezirk, in mich selbst tritt ein. Du selbst in mich selbst „steh herein“. Nicht, daß Du darin auf- oder untergehen solltest oder könntest. Wenn Du hereinstehst, bleibst Du auch draußen und ragst in mich hinein, Du bist gewissermaßen in dir selbst die Brücke: Du stehst mit einem Fuß draußen und mit einem herinnen, bei mir.

Du bist dort und da. Du bist die Einheit des Standes von jenseits und diesseits. Ich bin nur da, ich bin nur diesseits; für mich ist zwischen mir, meiner Welt und Dir eine Trennung, von mir aus gesehen; für mich besteht Dualität. Du dagegen bist in mir und außerhalb meiner, für Dich besteht Einheit.

Aber ich, wer bin ich überhaupt? Gut, ich bin ich, aber als solcher doch nur ein Schatten.

Ich bin „durchgründet vom Nichts.“ (Diese einmalige Zusammenfügung allein würde dieses Gedicht schon haltbar für unsere Epoche und denkwürdig machen. Wie das abstrakte principium, der Anfang und Grund, hier anschaulich gehalten wird, einfach mit der in ihrem Assoziationsreichtum spielenden, gelungenen Verbalkomposition „durchgründet“ und deren Rückbezug auf das Nichts als Grund – das ist meisterhaft, so abgründig wie beiläufig). Die creatio ex nihilo wird dichterisch derart gegenwärtig gesetzt, daß sie nie wieder zu vergessen ist. Das Nichts ist mein Grund, aber so, daß es einerseits in meinem Sein nicht abwesend ist und als bloße überwundene Herkunft vorkommt, andererseits aber ebensowenig als omnipotent mein Sein überherrscht. Ich darf nicht sagen „ich bin nichts“, aber ich kann eigentlich kaum sagen „ich bin“. So durchgründet vom Nichts bin ich, daß es überall durchschaut wie der Untergrund durch einen durchgeschauerten Bezug. In der Hauptsache gründet das Nichts den Menschen, die Zerbrechlichkeit und die Hinfälligkeit sind das Glas, aus dem er gemacht ist wie ein großflächiges, aber kleinteiliges Rasterrahmenfenster.

Es ist das Nichts, das in mir umbaut und von meiner Struktur durchgelassen wird. So bin ich, wiewohl seiend, auch nichtig, vom Nichts durchsetzt – fast ein Nichts. Das Nichts ist als mein Grund anwesend in mir – aber nicht so vollständig, daß ich nicht auch seiend wäre. Durchzogen, durchwachsen, durchwoben bin ich vom Nichts – aber diese sinnlichen Metaphern müssen abdanken vor der neuen, einzigartigen Metapher „durchgründet“, die im „durch“ zur Anschaulichkeit ansetzt und im „gründet“ mit einem Letztbegriff fundiert wird: „durchgründet vom Nichts“.

Deswegen kann ich „ledig“, frei von allem Ballast, von Wunsch und Willen sein; zuletzt sogar noch von aller Sehnsucht und allem Gebet. Die Bitten sind abgetan, aber auch das Loben und das Danken, die beiden anderen wesentlichen Formen des Betens. Leer bin ich dann und jeder Zurüstung ledig.

Nur noch „feinfügig“ bleibe ich, ein fast-Nichts, ein geringfügiges Ich, nicht verächtlich zwar, weil in Feinheit gebaut und gefügt, aber eben winzig, ein ganz kleines Konstrukt aus Fleisch, Knochen und Blut, aus Geist und Leib.

Nach Deiner Vor-schrift, deinem Gesetz, in dem sich dein Wort verschriftet hat, nach deinem „Es Werde“ und deinem „So lasset uns den Menschen machen, nach unserm Bild und Gleichnis“ – danach bin ich gebaut und ausgerichtet. Nach Deiner Vorschrift, die in alle Zukunft

hinein wirksam und gültig ist und also „unüberholbar“; vielleicht bin sogar ich als deiner Hände Werk „unüberholbar“? So stehe ich, so bin ich offen und aufnahmewillig vor Dir.

\*

Du, erinnere dich an mein Gebet vordem, an meine Bitte, die ich abgetan habe, um ganz leer und als fast-Nichts offen vor Dir zu sein, an diese Bitte: „Steh herein“

Dann...

Ich nehme Dich auf, Dich, den Namenlosen, den Weiselosen, den Über-mir: damit Du in mir bist – aber ich bin ein feinfüßiges fast-Nichts – Ich, das durchlässig und aus sich nur zeitweise haltend sein kann – damit Du in mir bist, heißt dann fast noch mehr: damit Du um mich bist, wenn Du in mir bist, und also auch: daß ich in Dir bin.

Du, ich habe dich ersehnt, als Fülle, als Ruhe. Aber Du bist mehr: Du bist Leben, höher und größer als alle Ruhe. Ruhe bist Du auch, aber Ruhe in Bewegung und Bewegung in aller Ruhe. „Statt aller Ruhe“ bist und stehst dann Du in mir, der Grund aller Ruhe, der Grund allen Lebens, der, der steht und wirkt, der ist und gibt, DU, Unbegreiflicher, Namenloser.

\*

Wer sprach, wer spricht in diesem Gedicht? Der Mensch? Oder der namenlose „Niemand“? Der Mensch Paul Celan, unser Bruder im Schmerz, er spricht immer noch. Wir sprechen mit ihm. Auch so:

Gelobt seist du, Niemand.  
Dir zulieb wollen  
wir blühen.  
Dir  
entgegen.